

**Daheim.**  
Ich habe die Welt gesehen im Wandern,  
Ein Traum von Glück trieb mich hinaus,  
Von einem Lande zu dem andern —  
Der Traum ist aus!  
Nun habe ich den Platz gefunden,  
Wo wandernd ich Ruhe fand:  
Das müde Herz kann nun gefunden  
Im Heimathland.

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 26. Grand Island Neb., 15. Juni 1906 (Zweiter Teil.) No. 42.

**Mazjissen.**  
(Von Trude Alauhmann.)  
An allen Strahnenketten bot man sie  
feil, diese schlanke, weiße Lilienart  
mit dem betäubenden, sinnverwirrenden  
Dufte.  
Auch jene schlant-üppige Blondine  
erstand einen großen Büschel dieser  
lieblichen Kinder Floras und eilte  
leichten Schrittes mit ihrer kuffenden  
Bürde dem Biergarten zu.  
Wie colbig der glatte Haarnoten  
in der Frühlingssonne glänzte! Wie  
grazios sich der Oberkörper in den  
hüftigen Wiegeln! Wie stolz und sicher  
die kleinen Füße auftraten!  
Der junge Affessor, der diese Beobachtungen  
anstellte, beschleunigte seinen  
Gang, um auch in das Anstehen der  
jungen Dame einen Blick zu werfen.  
Nützlich auszuweichen möchte er, um  
diesem Büschel Folge zu leisten.  
Das Schicksal begünstigte ihn  
offenbar, denn am Wirtshausplatz  
fiel das dort herrschende Verkehrs-  
wegen der Fuß der also bewunderten  
Dame, und der junge Mann fand Zeit,  
das reizende Gesichtchen zu schauen.  
„Was für Augen!“ dachte Affessor  
Rudolf Klemendahl.  
„Was für Augen!“ dachte auch  
Anita Delberg, und im ersten Augen-  
blick lenkte sie verwirrt ihr Köpfchen  
in die duftende Blütenpracht, dann  
wandte sie flugs ihre großen, blauen  
Augenlerne zur Seite, um die er-  
beste Gelegenheit zum ungefährlichen  
Ueberfahren des Fahrdammes zu er-  
päßen.  
Reinen Blick von ihr wendend,  
folgte in gemessener Entfernung der  
schwarmerzig angehauchte Affessor.  
Jetzt ließ er die Büsche, die ihn zu  
einem Borgesehten führen sollte,  
Düste sein, und sein heimlichstehendes  
Auge freute sich der tadellosen  
Figur der vor ihm Herscherreitenden.  
Anitas Gedanken weilten noch bei  
den sie so sonderbar anblühenden Augen  
des ihr fremden Herrn, während  
sie schon nach links in den frühling-  
strichlichen Park einbog.  
Klemendahl gedachte gerade der  
letzten Worte seiner verehrten Mutter,  
die sie ihm beim Abschied vor acht  
Tagen mit auf den Weg gegeben:  
„Und wenn du dir, lieber Rudi, ein  
Weib erwählst, sieh nicht auf äußere,  
sondern nur auf innere Vorzüge, nur  
allein diese bealuden. Laß dich nicht  
durch ein hübsches Lächeln betören.“  
Ob dieses schöne, jungen Weib vor  
ihm diese Vorzüge besaß?  
Da wurde er aus seinem Sinnen  
durch einen Schrei jäh aufgeschreckt.  
Die, mit der sich seine Gedanken  
unablässig beschäftigten, kniete neben  
einem kleinen, schmutzigen Bubben, der  
laut schreijend auf einen Scherben-  
haufen neben sich blühte.  
Vieles verfluchte Anita mit ihrem  
feinen Spitzentuche die Tränen aus  
dem Gesichtchen des Kleinen zu befeig-  
tigen, doch leider ohne Erfolg; der  
Knabe ließ sich nicht beruhigen.  
„Junge, brülle doch nicht so!“ rief  
der Affessor, der lächelnd auf die  
kleine Gruppe blickte.  
Bei seinen Worten richtete sich  
Anita erschrocken empor. Während sie  
sich doch auf dem menschlichen Wege  
allein mit dem Kleinen schreihalt,  
und nun sah sie sich plötzlich wieder  
diesem Herren gegenüber und blickte  
dazu nur, direkt in die dunklen Augen,  
die sie so fasziniert hatten. Er-  
stößend wandte sie sich wieder dem  
Kinde zu, es mit leisen Worten trö-  
stend.  
„Weshalb weinst du denn?“ fragte  
Rudolf.  
Ein neuer Tränenstrom von ge-  
waltigen Dimensionen entquoll den  
Augen des Kleinen, und schluchzend  
brachte er die Worte hervor:  
„Ich wollte man bloß die schönen  
Blumen ordentlich sehen und —  
und da bin ich jetzt so, und nun —  
nun hat Vata kein Essen. Sub —  
huh — huh!“  
„Junge, das ist ja nicht zum Aus-  
halten! Was, nun seht es wohl zu  
Haufe?“  
„Huh — huh — huh!“  
„Na, sei nur ruhig, hier!“ dabei  
entnahm Affessor Klemendahl seiner  
Börse ein Geldstück. „Hier hast du  
Schmerzensgeld, bring das deiner  
Mutter und heule nicht mehr.“  
„Und hier, du Kleiner, hast du ein  
paar von den bösen, hübschen Blü-  
men, die allein nur Schuld an deinem  
Unfall tragen. Und zeig auch wieder  
ein liebes Gesicht.“  
Nun lächelte das schmerzlich ver-  
zogene Mündchen schon wieder ganz  
vernünftig.  
„Sich der lieben Dame deine Hand  
und bedante dich für ihre Güte.“  
Der Kleine that, wie ihm gebieten,  
und trotzte dann oermüthlich an.  
Anita wandte sich gleichfalls zum  
Gehen, doch Rudolf trat rasch mit ein-  
er tiefen Verbeugung vor sie hin.  
„Gehalten Sie, mein gnädiges  
Fräulein, daß ich das Verkaupte

nachhole: Rudolf Klemendahl, frisch-  
gebädener Affessor.“  
Ein taum merkliches Lächeln um-  
hüllte Anitas roten Mund, und  
dankend nickte sie das Köpfchen.  
Dann gingen die zwei nebeneinan-  
der her, lebhaft blauernd wie alte  
Freunde, zuerst über den Unfall des  
kleinen Bubben, schließlich auf andere  
Themata übergehend.  
Rudolf Klemendahl war ein geist-  
reicher, vielseitiger Mann mit großem  
Interesse für alles Schöne. Er hatte  
vielen Kunstsinne, war sehr belesen,  
pflegte alle möglichen Sportarten und  
galt überhaupt als eleganter, tadel-  
loser Gesellschaftler. So kam es, daß er  
und Anita, bei der er auf viel Ver-  
ständnis und Zeichen von regem Geiste  
stieß, sich auf diesem herrlichen Spa-  
zierweg, den sie in bester Gemeinschaft  
zurücklegten, außerordentlich gut un-  
terhielten und verstanden.  
Beide merkten nicht, wie die Zeit  
verfloss und wie viel Weges ihr Fuß  
schon zurückgelegt, bis Anita lachend  
ausrief:  
„Sehen Sie, Herr Affessor, nun  
bin ich schon am Ziel, das ich eigent-  
lich mit der Elektrischen zu erreichen  
gedachte.“  
„Wo sind wir denn hier?“ Der  
junge Mann sah sich fragend um.  
„Am Charlottenburger Anie, Herr  
Affessor.“  
„Das ist ja famos! Hier ganz in  
der Nähe wohnt ein Borgesehter von  
mir, zu dem ich jetzt hin will. Der  
alte Herr soll recht brummig sein.  
Eine wirklich fatale Fortsetzung unse-  
res reizenden Spaziergangs.“  
„Dann dürfen Sie sich nicht länger  
aufhalten! Borgesehter muß man sich  
immer warm halten, noch dazu, wenn  
sie brummig sind. Leben Sie also  
wohl.“  
„Nein, nein, meine Gnädigste, so  
schnell dürfen Sie mich nicht ent-  
schlüpfen! Erst müssen Sie mir doch  
sagen, wann ich Sie wiedersehen  
darf!“  
„Ueberlassen Sie das dem Rismet.“  
Und Anita hielt ihm lächelnd die  
Hand zum Abschied hin.  
„Aber seien Sie doch nicht so grau-  
sam! Ich traue in diesem Falle nicht  
dem Rismet.“  
Bittend ergriff er die dargebotene  
Rechte und sagte leise:  
„Stehen Sie mir doch wenigstens  
eine Blume aus Ihrem Strauch, der  
dem kleinsten Unglücksstaben Maßhau  
und mir so großes Glück brachte.“  
Wann leuchteten seine Augen in die  
ihrigen.  
Dieser Wunsch sei ihnen ge-  
währt.  
Erstößend wählte sie zwei Blüten  
und reichte sie ihm mit leicht zittern-  
den Händen, indem sie schelmisch be-  
merkte:  
„Nun aber leben Sie wohl. Und  
glauben Sie an das Rismet.“  
Und ehe er recht begriffen hatte,  
war sie leichtfüßig davongeglitten.  
„Zehn Minuten später sah er im  
Salon des Justizraths, der gar nicht  
brummig, sondern im Gegenteil  
ebenso liebenswürdig wie seine Gat-  
tin war.  
„Wo nur das Mädel fieden mag?“  
fragte der Justizrath im Laufe des  
Gesprächs seine Frau.  
In diesem Augenblicke ertönte die  
Pflurloade, und ein paar Minuten  
später betrat die Tochter des Hauses,  
mit einem großen Razjissenbüsch in  
den Händen, den Salon.  
Besatz dem Affessor Klemendahl so  
wenig Erziehung, daß er wie verstein-  
ert auf dem Stuhl sitzen blieb und  
die junge Dame gleich einer Erschei-  
nung aus anderer Welt anstarrte.  
Justizrath Delberg und seine Gat-  
tin sahen sich verständnislos an.  
Anita jedoch — denn sie war es —  
ging unbeeinträchtigt auf den Affessor zu  
und fragte, ihm lächelnd die Rechte  
reichend:  
„Glauben Sie nun an das Rismet?“  
Klemendahl war aufgesprungen  
und zog kümmisch die ihm dargebotene  
Hand an seine Lippen.  
Die Augen des höchst erstaunten  
Eternpaares weiteten sich zur unma-  
ßlichen Größe.  
„Anita!“ kam es tonlos von der  
Mutter Lippen.  
„Anita!“ schote stärker der Vater.  
„Ich wollte dir sieben Herrn Affessor  
Klemendahl vorstellen, sieh jedoch zu  
meinem Erstaunen, daß sich das er-  
übrigt.“  
„Ja wohl, lieber Vater, denn ich  
kenne den Herrn Affessor seit einer  
Stunde.“  
Und lebhaft schilderten beide den  
Vorgang, der die Bekanntschaft ver-  
mittelte.  
„Wie könntest du aber einem dir  
ganzlich fremden — Herrn, denn das  
war dir doch der Herr Affessor —  
antworten?“ fragte noch immer topf-  
schüttelnd die Mutter.  
„Fremd? Ach nein, Mutter, fremd  
war mir der Herr Affessor gar nicht.  
Ich sprach erst mit ihm, nachdem er  
sich mir vorgestellt. Und der Name

war mir wohl bekannt; denn Papa  
sprach vor einigen Tagen von einem  
neuen Affessor gleichen Namens, und  
da sich Herr Affessor als frisch ge-  
bunden auswies, ahnte ich gleich, daß  
er mit demjenigen, von dem du er-  
zähltest, identisch sein müsse. Nun  
nach nicht so ein brummiges Gesicht,  
Papa!“  
Bei „brummig“ klingelte sie schalk-  
haft den darauf verlegten ausschauen-  
den Affessor an.  
Nachdem so die Angelegenheit zu  
aller Zufriedenheit gelichtet, wurde die  
Art der Bekanntschaft herzlich belacht,  
und vergnügt verließ der Affessor nach  
einer Viertelstunde das Haus, mit ei-  
ner Einladung für den nächsten  
Abend.  
Auf der Straße angelangt, warf er  
sich in die erste beste Droschke, nahm  
die von Anita gespendeten Razjissen aus  
der Palottastasche, und wie ein  
Schulbube drückte er sie an seine Lip-  
pen, die glücklich schlüpferten:  
„Freut euch doch, ihr dummen, lie-  
ben Blumen! Freut euch doch; denn  
morgen sehe ich sie ja schon wieder!  
Morgen!“

## „Pi!“ Sumoreste von Emil Peschtau.

„Pi!“  
Es war mitten im Gewühl der  
Festsänger zur lebhaftesten Tages-  
zeit. Ich wandte mich um und gleich-  
zeitig mit mir thotens auch ein paar  
andere. Eine Dame hatte es sogar so  
eilig, daß wir dabei zusammenstießen  
und etwas aus Spigen, das über ihre  
Büste hinabflatterte, an einem meiner  
Hockknöpfe hängen blieb. Nachdem  
ich diese Verbindung in galanterer  
Weise gelöst hatte, sah ich erst, daß  
das „Pi!“ wirklich für mich bestimmt  
war. Freig Kreidel hand lachend vor  
mir und streckte mir die Hand entgegen.  
„Das war ja reizend.“ sagte er.  
„Aber noch reizender ist es, daß Du  
mich auf eine Idee gebracht hast. Jetzt  
kann's nicht fehlen. Willst Du Dich  
betheiligen?“  
„Betheiligen? An was denn?“  
„An den Millionen, die ich verbie-  
nen werde.“  
„Na na — Du hast mal wieder  
Illusionen.“  
„Die sind längst beim Teufel. So  
wörtlich brauchst Du's ja auch nicht  
zu nehmen. Und um Dir zu beweisen,  
daß es sich diesmal um etwas  
durchaus praktisches handelt, um eine  
streng solide Sache, wollen wir ein-  
weilen nicht mehr darüber sprechen.  
Ich bitte Dich nur, mir zwei oder drei  
Emdchen zu pumpen. Damit hilfst  
Du mir über ein paar laue Tage  
hinweg, denn ich habe augenblicklich  
nur einen einzigen Schüler, dessen  
Eltern mir vierzig Pfennige für die  
Stunde bezahlen. Macht 1 Mart 20  
Pfennige pro Woche. Oder hast Du  
gar kein Vertrauen mehr zu mir?“  
Ich hielt schon mein Portemonnaie  
in der Hand, und da ich selbst gerade  
in einer verhältnismäßig günstigen  
Lage war, gab ich ihm ein Zehnmark-  
stück.  
„Herausgeben kann ich nicht.“  
sagte er.  
„Befehl's nur! Und wenn Du  
wieder mehr Schüler hast oder eine  
Stellung findest —“  
„Selbstverständlich! Wenns aber  
etwas mit dem wird, was mir da im  
Kopf herumgeht, dann bist Du mit  
zehn Mark betheiligt.“  
Wir trennten uns und ich dachte  
gar nicht mehr an diese Begegnung,  
als mir drei oder vier Wochen später  
der Verleger einer Zeitschrift, bei dem  
ich beschäftigt war, ganz ausgeregt  
entgegenkam.  
„Haben Sie das Gedränge an den  
Platatäulen bemerkt?“ fragte er.  
„Nein. Was giebt's denn da?“  
„Ein großes Platat, auf dem nichts  
sieht als das Wort „Pi!““  
„Ab! Wirklich? Und das regt  
Sie so auf?“  
„Das ist gewiß wieder Kontur-  
renz!“  
„Kon-tur-renz?“  
„Eine neue Zeitschrift mit dem  
Titel „Pi!“ Und ich kann mir nicht  
helfen — der Titel ist ausgezeichnet.  
Da stürzen sie alle drauf los und wir-  
können's hüben.“  
„Sie denken doch, nicht etwa schon  
daran, mein Gehalt herabzusetzen?“  
„Na spafen Sie nicht! Wir geht  
die Sache schon über den Spah!“  
Auf dem Heimwege dann, in der  
Mittagszeit, veräuimte ich natürlich  
nicht, mir das Platat anzusehen. Es  
war wirklich nichts als ein großes  
weißes Blatt mit schwarzem Rand,  
auf dem in der Mitte in auffallend  
großen Lettern das Wort „Pi!“ zu  
lesen war. Ueberall standen Leute  
davor und starrten es an. Daß es  
mit Freig Kreidel zusammenhängen  
könnte — darauf kam ich nicht.  
Schon am nächsten Tage war die  
Aufregung bei uns noch größer. Ein  
Inferat war aufgegeben — eine ganze

Seite unseres Formats — und nichts  
darauf als das Wort „Pi!“ — „Jetzt  
mache ich mich für die Konturrenz  
Neufame.“ jammerte der Verleger.  
„Es kann sich doch auch um irgend  
etwas anderes handeln.“ tröstete ich.  
„Da haben Sie ja recht.“ erwiderte  
er. „Und Geld ist Geld. Wenn ich's  
auch zurückgewiesen hätte, die Tages-  
zeitungen bringen es doch.“  
Und er hatte richtig prophezeit. Je-  
des Blatt, das wir am nächsten Morgen  
ansahen, enthielt das Pi-Inferat.  
Ich kam noch immer nicht auf Freig  
Kreidel, und als er sich ein paar Tage  
später bei mir melden ließ, dachte ich  
an nichts weniger als an das „Pi!“.  
„Wahrscheinlich zahlt er mir die zehn  
Mark zurück.“ flog es mir durch den  
Kopf. „Wahrscheinlich versucht er  
aber eine neue Ueibe. Ich bin zu  
nobel gewesen!“  
Als er eintrat, fiel mir die fast un-  
heimliche Unruhe seines Wesens auf.  
Er lächelte nicht, wie es in seiner Art  
lag, er war sehr ernst.  
„Lieber Freund.“ sagte er, „ich  
komme heute zu Dir, weil Du Jurist  
bist und weil Du mein alter Freund  
bist, weil ich Dir vertraue. Grenen-  
mort — nicht wahr? Zu einem Rechts-  
anwalt kann ich doch nicht gehen. Ich  
könnte ja auch nicht mehr zurück.  
Wenn Du mir sagst: „Lieber Kreidel,  
die Gesetze sind so, wenn's heraus-  
kommt, steden sie Dich ein!“ dann —  
dann bleibst mir nichts übrig, als  
schleunigt nach Amerika zu ver-  
reisen.“  
Ich sah ihn betroffen an, aber aus  
seinen Zügen konnte ich nichts ent-  
schließen. „Ja, was ist denn ge-  
schrieben?“ fragte ich endlich.  
„Inzwischen hatte er schon einen be-  
drudkten Zettel aus der Tasche gezogen,  
den er mir überreichte, und ich sah jetzt  
— in auffälliger Art gesetzt — das  
folgende: „Pi!“ — Wenn Sie Ihre  
Leben lieben, tragen Sie immer  
„Pi!“ bei sich. — Wenn Sie schmach-  
haftes Essen lieben, verlangen Sie,  
daß „Pi!“ auf dem Tisch steht. —  
Wenn Sie ein paar Gläser über den  
Durst lieben, geben Sie in das erste,  
oder wenn Sie's versäumt haben, in  
ein folgendes eine Federmesserprobe  
„Pi!“ — Wenn Sie Ihre Frau lie-  
ben und wünschen, daß sie lange  
jung und hübsch bleibt, sorgen Sie  
dafür, daß sie ihren Kaffee nie ohne  
„Pi!“ trinkt. — Wenn Sie Ihre  
Hren Mann lieben und wünschen,  
daß er lange für Sie arbeiten kann,  
Karrriere macht, geistig frisch bleibt  
und energisch ist, halten Sie darauf,  
daß er regelmäßig „Pi!“ nimmt. —  
Wenn Sie Ihre Kinder lieben, fügen  
Sie ihrer täglichen Nahrung etwas  
„Pi!“ hinzu. — „Pi!“ ist ein durch-  
aus unschädliches, viele Jahre lang  
erprobtes Anregungsmittel, das in  
seinem Haushalt fehlen darf! Be-  
stimmlich und den Geldmarkt verber-  
fernd! Preis der Büchse 25 Pfennige.  
Der Inhalt reicht für eine Person  
vier Wochen lang. In allen besseren  
Spezereihandlungen und Drogerien  
geschaffen zu haben.“  
Ich war natürlich nicht wenig über-  
rascht. „Also Du... Du bist „Pi!““  
Er nickte.  
Du erinnerst Dich doch an das rei-  
zende Fräulein, das an Dir hingehen  
blieb? Als ich damals das allgemeine  
Interesse bemerkte, das ich mit mei-  
nem „Pi!“ erregt hatte, dachte ich wie  
Archimedes: „Heureka!“ und ich habe  
nicht getäuscht. Damit Du aber  
ganz klar siehst, muß ich Dir mit-  
theilen, daß ich von meinen Eltern  
das Rezept eines Hausmittels erbe,  
das sich Generationen lang in allen  
den Fällen bewährte, die hier ange-  
führt sind. Als ich wieder einmal  
recht in Noth war, gerieth ich auf den  
Gedanken, es zu verkaufen, hatte aber  
kein Glück. Ueberall bekam ich zur  
Antwort: „Ach, solche Mittel giebt's  
ja schon zu Hunderten. Wie wollen  
Sie's denn einführen? Darauf  
kommt's an.“ Ich dachte dann immer  
wieder nach, wie man's einführen  
könnte, aber es fiel mir nichts ein.  
Bis zu dem Tag, an dem mir uns bei  
dem reizenden Fräulein trafen! Da  
rief ich, wie gesagt, „Heureka!“ —  
ich hab's gefunden!“ — Ich nenne mein  
Mittel „Pi!“ Und nun fand ich auch  
Geldmänner dafür. — Du hast gewiß  
schon von einem „Pi!“ gehört?“  
„Und ob ich davon gehört habe!“  
lächelte ich.  
„Jetzt ist die Neufame gemacht —  
das Interesse ist schon riesig, wir ar-  
beiten eifrigst, damit die Geschäfte  
für den ersten Ansturm gleich gut ver-  
fahret sind, aber... ich hab's Dir ja  
schon gesagt — ich finde keine ruhige  
Minute mehr, ich bin zu Dir eil-  
kommen, um Dich zu fragen, ob...“  
„Du erweist der Welt doch nur  
einen Dienst.“ fiel ich ihm ins Wort.  
„Wenn Du ein so gutes Hausmittel  
in Umlauf bringst, so hat man nur  
Ursache, Dir dankbar zu sein.“  
Es schien aber, als ob dieses Lob  
nicht im Geringsten auf ihn wirkte.  
Er seufzte nur tief auf.

„Du weißt ja die Hauptfache doch  
nicht.“ sagte er nach einer Weile. „Das  
Rezept ist nämlich nicht mehr da! Ich  
habe alle meine Habeligkeiten bis auf  
den geistigen Schlupfwinkel durch-  
forscht — es ist weg. Bis zum letzten  
Augenblick hoffte ich noch immer, es  
müßte sich finden, aber es hat sich nicht  
gefunden. Und nun fabrizire ich eben  
so... so nach dem Gedächtniß. Aber  
grad das Wichtigste, worauf es an-  
kommt, hab' ich vergessen. Es war ein  
lateinischer Name, irgend etwas aus  
der Apotheke, ich quäle mich verge-  
bens, es fällt mir nicht ein. Und das  
Uebrige ist ja nur so gewissermaßen  
die Waite für's Chloroform. Ist das  
ein Betrag, wenn ich die Waite ohne  
das Chloroform verkaufe? Können Sie  
mich einsehen?“  
Ich suchte die Achseln.  
„Du hast die Sache mit Deinem Ge-  
wissen abzumachen. Bestimmt kann  
Du nicht werden. Du versprichst ja  
den Leuten nicht gerade das Rezept,  
das Du verloren hast.“

Nun athmete er wieder auf und ich  
mußte ihm noch die Betragssparagra-  
phen des Strafgesetzbuches eingehend  
erklären. Dann gab er mir mein  
Zehnmarkstück zurück, dankte und  
empfiel sich.  
Seitdem ist ungefähr ein Viertel-  
jahrhundert vergangen. Die Welt hat  
„Pi!“ längst vergessen, obwohl sie  
vier oder fünf Jahre darauf schon  
Freig Kreidel zu einem reichen  
Mann machte. Mit seinem Gewissen  
scheint er sich ganz gut abgefunden zu  
haben, während er meinem Gewissen  
eine „Betheiligung“ wohl nicht mehr  
zumuthen wollte. Er meldete sich  
nichstens nicht und auch in seinem Zei-  
tament — er starb vor zwei Jahren  
— hat er nicht den Versuch gemacht,  
mich in Konflikt mit einem meiner  
Grundzüge zu bringen. Friede seiner  
„Ache!“

## Der Fingerabdruck.

Man ist im Umland erst seit  
verhältnismäßig kurzer Zeit darauf  
aufmerksam geworden, daß der Ver-  
lauf der Linien auf den Fingerringen  
bei allen Menschen verschieden ist, so  
daß ein Fingerabdruck ein vorzüg-  
liches und sicheres Erkennungszeichen  
zu geben vermag. In Afrika und auch  
in Australien ist diese Thatfache schon  
seit längerer Zeit bekannt gewesen und  
benutzt worden. Ein französischer  
Beamter in den französischen Kolo-  
nien von Hinterindien hat vor etwa  
zehn Jahren vor der Anthropologi-  
schen Gesellschaft in Paris nachgewie-  
sen, daß in Ostafrika die Fingerab-  
drücke überall an Stelle einer Na-  
mensunterschrift gelten. Im alten  
Kaiserreich Annam ist das Testament  
eines Familienoberhauptes nur dann  
gültig, wenn es auf diese Art mit der  
Fingerringe unterzeichnet worden ist.  
Ein Mann muß mit dem Zeigefinger  
der linken, eine Frau mit dem der  
rechten Hand zeichnen. Während bei  
uns jetzt in der Regel der Finger da-  
zu noch besonders benutzt wird, ist  
das in Ostafrika weniger nötig, weil  
er sich selten in einem Zustand der  
Reinlichkeit befindet, der einen sicht-  
baren Abdruck ausschließen würde.  
In Annam bestehen ganz bestimmte  
Vorschriften über die Art und Weise,  
wie ein solcher Fingerabdruck auf  
eine Urkunde angebracht werden muß.  
Der Brauch soll ursprünglich aus  
China kommen. Auch in Australien  
soll die Sitte, unter einem geschriebe-  
nen Vertrag einen Abdruck der ge-  
schwärzten Fingerringe zu setzen, im  
Volk lange gebräuchlich gewesen sein.  
Ueber schreiben konnte, fügte dann  
nebst dem Namen die Worte zu: Zu  
dessen Betheiligung habe ich meine  
Hand hieher gesetzt, während bei der  
des Schreibens Untübigen dieser  
Zusatz von einem Zeugen befohl  
wurde. Vielleicht wird eine derartige  
Unterzeichnung wichtiger Schriftstücke  
später bei uns auch noch angenommen,  
weil sie zweifellos Fälschungen we-  
niger ausgebeutet ist als die Namensunter-  
schrift.

## Ein französisches Original.

Unglücklich wurde in der kleinen jüd-  
französischen Stadt Saint-Raphael,  
in wölder Alphonse Karr im Jahre  
1890 gestorben ist, ein Denkmal für  
diesen Schriftsteller enthüllt, von des-  
sen Werken heute kaum noch viel ge-  
lesen wird, dessen geistvolle Einfälle  
und originale Gewohnheiten aber noch  
in aller Munde sind. Es hat ihm  
immer Veranlassung gemacht, anders zu  
sein und sich anders zu geben wie seine  
Vormenschen, und das „epater les  
bourgeois“ betrieb er in allen erdenk-  
baren Formen. Er erschien er eines  
Tages bei der Eröffnung einer  
Tragedie im Odeon im Gesellschafts-  
saal, aber mit einem Feuerweh-  
helm bedeckt.  
In den dreißiger Jahren wohnte er  
in einem Zimmer, in dem er außer  
einer Matze nicht ein einziges Möbel-  
stück hatte. Er schrieb auf dem Fuß-

boden, er aß auf dem Fußboden und  
er schlief auf dem Fußboden. Kam  
aber einer seiner Verleger zu ihm, so  
empfing er ihn in einem prächtigen,  
schlarlachrothen Schlafrock, während  
er auf dem Kopf ein Barett trug,  
von dem drei gewaltige Pfauenfedern  
herabhüllten; die nackten Füße steden  
in gelben Pantoffeln. Später wurde  
dieses Aufputzes überdrüssig und  
verfiel auf die Idee, sein Zimmer  
gänzlich schwarz ausmalen zu lassen;  
die Wände, die Decke, das Gefäß,  
alles war schwarz gestrichen. Men-  
schenknochen, alte Waffen, ein Jagd-  
horn und Eulen dienten zur Dekorati-  
on dieses düsteren Wohnraumes.  
Aber nicht mehr die Matze diente  
Alfons Karr als Bett, sondern er  
schlief völlig bettelnd in einem Sarge,  
während zu beiden Seiten zwei  
Wachstergesen langsam niederbrannten.  
Wald aber zog er wieder um, und  
man sah ihn selbst seine Matze unter  
dem Arm und die Knochen in Körber  
davontragen.  
Schließlich wurde er auch dieser  
Dinge doch überdrüssig und er ver-  
wandelte seine Wohnung in das Heim  
eines Mochmedaners, in dem nicht  
die geringste Kleinigkeit von der ippig-  
en Ausstattung eines solchen Rau-  
mes fehlte. Eines schönen Tages nahm  
er sich an Stelle eines Hundes eine  
Sphäre als Zimmergenossen. Vor zu-  
bringlichen Besuchern war er so ge-  
schickt, und nur ein einziger Druder  
sah noch den Muth, zu Alphonse  
Karr zu gehen und ihm die Korrektur-  
bogen zu bringen, denn sobald sich  
jemand der Thür näherte, kam das  
lebensewige Vieh heran und be-  
schneiffelte in höchst beunruhigender  
Weise die Waden des Besuchers.

## Bezaht.

(Nach einer japanischen Legende.)  
Ein Geizhals pflegte alle Tage  
zu einem Laden hinzugehen.  
In dessen Fenster schon geräuchert  
Die schönsten Fumieren, Male steh'n.  
Vor diesem Fenster aß dann täglich  
Am Mittag er ein trod'nes Brod,  
Indes ihm Zutopf, schön und billig,  
Der Räucherduft der Fische bot.  
Der Händler merkte sich die Sache,  
Und als des Monats Ende war,  
Reicht er für diese Dufteigüße  
Dem Geizhals eine Rechnung dar.  
Der zählte ohne viele Worte  
Die Summe auf dem Handelsmann  
Und fragt mit ihm ob mancher Sachen  
Ganz freundschaftlich zu plaudern an.  
Zum Schluß freicht der Geizhals  
lachend  
Das Geld, das daliegt, wieder ein  
Und wendet sich zum Geiz'n. Der  
Händler  
Ruft: „Halt, mein Herr, das Geld ist  
mein!“  
„Ob mein! Ihr irrt!“ entgegnet Jener,  
„Ich hab' bezahlt, nun laßt mich  
geh'n!“  
„Ich roch nur Gurer Fische Güfte,  
Ihr habt dafür mein Geld ge-  
e h'n!“

## Rapoleon's schlechte Handschrift.

Der „Eri de Paris“ hat eine er-  
staunliche Entdeckung bekannt ge-  
geben, die allerdings nicht neu ist, weil  
sie schon der Schreiber des älteren  
Dumas gemacht haben soll, die aber  
heute ein neues Licht auf Thaderas  
Thebe wirft, daß schon mehr als ein  
großer Mann fürzte, weil „sein  
Grouchy zu spät kam.“ — Grouchy  
ist betanntlich der General des großen  
Napoleon, welcher es gegen den Befehl  
des großen Feldherrn veräumte,  
Blücher auf dem Wege von Ligny  
nach Waterloo beziehungsweise Belle  
Alliance aufzuhalten, bis er Wellington  
geschlagen haben würde.  
Nach der Entdeckung des Schrei-  
lehrers des älteren Dumas soll nun  
an dieser weltgeschichtlichen Veräum-  
nis nicht sowohl Grouchy Schuld  
gewesen sein, als die unleserliche Hand-  
schrift des großen Corien. Er schrieb  
— immer nach dem „Eri de Paris“  
— oder dem Schreiber des älteren  
Dumas — an den General Grouchy:  
„Bataille engage“ — die Schlacht  
hat begonnen — Grouchy aber las:  
„Bataille gaanee“ — die Schlacht  
ist gewonnen, glaube folglich, es habe  
keine Eile mehr und er könne seiner  
Truppen Ruhe gönnen. Und nur so  
kam es, immer nach dem Schreiber  
Alexander Dumas des Älteren oder dem  
„Eri de Paris“, daß die Napo-  
leoniden nicht noch heute Selbstherr-  
scher von Europa sind.

## Spinne am Morgen.

Woher mag wohl das bekannte  
Sprichwort kommen: „Spinne am  
Morgen — Kummer und Sorgen;  
Spinne am Abend — erquidend und  
loben!“ Ein französischer Entomo-  
loge — in Frankreich lautet das  
Sprichwort: „Araigne du matin, cha-  
grim; araigne du soir, espoir!“ —  
giebt dafür folgende Erklärung: Die  
Spinne giebt ein keimendes Unbehagen  
Mittel an die Hand, das Wetter des  
Tages vorauszusagen. Wenn am  
Morgen viel Thau gefallen ist, was  
sich als ein Zeichen von schönem  
Wetter gelten kann, sieht man nie-  
mals eine Spinne; dagegen bemerkt  
man sie in trockenen, thaulosen Mor-  
genstunden in ihrem Netz; ihr Erschei-  
nen ist also ein Zeichen, daß das  
Wetter schlecht sein, daß es regnen  
wird; daher: „Spinne am Morgen —  
Kummer und Sorgen.“ — An war-  
men Abenden verläßt die Spinne gern  
ihre Netze, um die Insekten zu fangen;  
die bei schönem Wetter in großer Zahl  
in der Luft spielen und auch für den  
nächsten Morgen schönes Wetter er-  
warten lassen; daher: „Spinne am  
Abend — erquidend und loben.“